

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

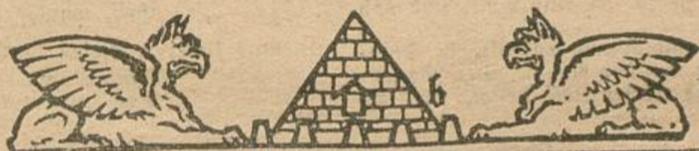
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

10.2.1929 (No. 6)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 6



10. Febr. 1929

Emmanuel von Bodman / Der Dichter und das Weib

Unsere Literaturgeschichte beschäftigt sich viel zu viel mit der Person des Dichters, verwirrt den Leser und lenkt sein Augenmerk vom Werke ab, in dem sich eine Persönlichkeit doch am unaufdringlichsten und am schlackenfreitesten offenbart. So wird der ästhetische Genuß überaus erschwert, der Leser baut die Brücken zwischen Mensch und Werk, das der Dichter als Verkünder eines Allgemeinen um der Kunst willen wohlweislich von seinem Leben loslöste, wieder auf, und allerlei mehr oder minder interessante Nebengedanken stören das Erleben des Kunstwerkes in der eigenen Seele, stehen wie Kläffer an der Pforte zum dritten Reich.

Es ist eine schöne Eigentümlichkeit des deutschen Volkes, das Porträt eines Dichters mit besonderer Liebe in stiller Stunde in die Hand zu nehmen und sich in seine Züge zu versenken. Es ist aber ein Zeichen von Kulturlosigkeit, eine Wachsplatte aus ihm zu machen und diese ins Panoptikum zu setzen. Der ausgestopfte Goethe des neunzehnten Jahrhunderts ist das Symbol eines komisch entarteten Individualismus, und es ist an der Zeit, daß wir uns wieder auf die Kunst besinnen, als dem vertieften Spiegel des Lebens des Menschen.

Auch die Frauen und Geliebten unserer Dichter werden in Wachs nachgebildet, mit den nötigen Zetteln versehen und in den Glaskasten gesetzt, als wär's für die Betrachtung der Frauengestalten eines Werkes nötig, daß man die Anregerinnen dazu „kennt“. Man steigt ins Private hinab. Anstatt einfach die Tatsache zu ehren, daß sie die Begleiterinnen eines Dichterlebens waren, werden sie auf ihre Charaktereigenschaften hin untersucht, Beugungen werden ausgestellt, ob sie ihre Stellung auch ausgefüllt hätten, ob sie's wert waren, „besunden“ zu werden. So läßt sich die Illusion um die Gestalt von Goethes „voritalischer Freundin“ — wie sie sagen — immer mehr, die Kraft ihres Herzens und die Oberflächlichkeit ihres Geistes kommt an den Tag, zum Schaden ihrer Verehrer und Verehrerinnen. Das Größliche an der Sache ist, daß sich von nun an sämtliche ästhetische Feudamen, die im Reichen von der Charlotte von Stein mit ihrem dichtenden Hausfreund ständigen, nach einem anderen „Ideal“ umsehen müssen, wenn sie nicht die Stammtafel sein wollen.

Charlotte von Stein eine selbstische Kokette und Goethe ein Selbstgetäuschter! Jphigene auf Tauris und — Jphigene in Weimar! Wahrscheinlich! Aber hätte Goethe sie die Jphigene gedichtet, wenn er sich nicht „getäuscht“ hätte? Wenn seine Freundin innerlich eine Jphigene gewesen wäre? Befand er sich die längste Zeit über, die das Verhältnis dauerte, wirklich im Selbstbetrug? Er, der das Mal der Erkenntnis auf seiner hohen Stirn trug? Im Anfang vielleicht; oder noch nach Jahren? Im ersten Rausch über den Glanz der Verhältnisse, in die er gekommen war. Aber später? Als er mit Hilfe ihrer Erscheinung seine Traumgestalten schuf?

Er soll selber sein Verhältnis zu ihr ein Traumglied genannt haben. Also kein wirkliches rundes? Aber ist ein solches Glück für einen Dichter, der immer an seinem Leben gestalten und ergänzen will, nicht gerade das fruchtbarste und vollkommene, und ergötzen in ihm erfüllende, weniger fruchtbar, wenn ers aus-schöpft, so daß für seine Phantasie nichts mehr übrig bleibt? Die Dichter lügen zu viel, sagt Nietzsche. Indes — liegt in einer solchen Lüge, die eine ewige Wahrheit enthält, nicht mehr Weisheit, als in einer mit der Pinzette der Psychologie geklärten

Wahrheit? Er hat es selber erkannt. Er entwickelt aus sich den Idealmenschen Parathustra, und dieser fühlt sich wiederum als Brücke zum Uebermenschen, wie er ihm vorschwebte. So fand er noch selber die Seelenkraft, am schönen Menschenbilde weiter zu dichten, wenn ihm dabei auch seine intellektualistischen Wahrheiten und Spitzen manchen Spuk bereiten. Goethe schuf ganz anders als Künstler und versuchte, sein eigenes Leben zum Kunstwerk zu runden. Er wurde ein großer Künstler, indem er freie, in sich selbst ruhende Dichtungen schrieb, die Lebensandacht wecken, abgesehen davon, daß sie vollendeten Kunstverständnis und Kunstgefühl befriedigen; diese wirken auf jedermann, der sich ihnen ganz hingibt, und zu ihrem Verständnis brauchen wir von seinem äußeren Leben gar nichts zu wissen. Aus der Weibe, die über ihnen liegt, fühlt man zur Genüge, daß sie im Anschluß an den Ringkampf der inneren menschlichen Persönlichkeit nach Vollendung entstanden sind, so sehr sich diese aus künstlerischen Gründen objektiviert hat — was zurückstrahlend auf die Seele des Lesers oder Zuschauers wirkt. Dann lebte er vor sich und den andern sein Leben ins Bild — eine Mittelstufe zwischen dem alltäglichen Leben der Person und dem Schaffenszustand, in dem die chaotische Persönlichkeit des Dichters nach den paar höchsten Lebensweisheitunden ihre klarsten Gipfel erreicht. Er lebte sich und seine Liebe ins Bild und näherte sich so dem Ideal — ein Leben, das manche Selbsttäuschung nennen mögen; nur vergessen sie, daß mehr heilige Kraft zur Verklärung und Traumergänzung der eigenen Wirklichkeit gehört, als zur Aufstellung negativer Wirkungsworte. Wer kann, wenn er leben will, ohne den Schleier leben? Welche Liebe, welche Ehe beruht, nicht bezüglich des Einverständnisses, aber des Verständnisses, nicht auf einem schönen Wahn? Zerrißte dieser länger als für Augenblicke, gäb's kein Zusammenleben zwischen den Geschlechtern. Goethe, der Schriftsteller und Ausarbeiter seiner Dichtungen, mag sich in dem Grade der Teilnahme, die seine Freundin seinen Manuskripten entgegenbrachte, getäuscht haben; ihre Briefe und Bemerkungen verraten, daß ihre Teilnahme mehr in der Selbstgefälligkeit bestand, seine Manuskripte lesen zu dürfen. Das mag bedauerlich sein, aber was geht es uns an? Wir fragen auch nicht, ob Raffaels Geliebte, die ihm zu seinen Madonnen sah, gern seine Pinzel putzte oder selber eine Madonna war. Auch die, welche die Stein nicht ausstehen können, müssen mit Selbstüberwindung, wie ich, anerkennen, daß sie es war, mit deren Hilfe Goethe einige seiner großen Frauengestalten schuf. Ihre Form weckte seinen Geist. Und wenn es gegen sie als Gefährtin spricht, daß sie ihn fortwährend in Atem hielt, so war dieser Zustand für den vom Leben noch nicht ermüdeten Dichter gerade der fruchtbarste, wie dies nach Schopenhauer sogar für den Philosophen der Fall sein soll. (Dinter den Ausleger Goethe, so wie viele es meinen, wird hier ein Fragezeichen gesetzt.) Sie war ihm Modell. Darin liegt ihr Wert für die Literaturgeschichte. Es bedeutet für den Dichter mehr als für den Maler, weil seine Seele in noch höherem Maße dabei tätig ist. Nicht auf das Bild der Geliebten im Herzen des Dichters kommt es an, sondern auf das unpersonlich und doch seelentief Empfundene im Spiegel seiner Phantasie. Die Phantasie kann zwar, wie selbst der Maler Raffael gesteht, Idealtypen nach der Idee gestalten. Lebensvoller werden sie, wenn das Leben selber dazu steht und einige Züge leiht. Eine Landschaft ist nach Amiel der Zustand einer Seele. Das Gesicht einer Frau ist es

auch. Hier entscheiden vergeistigte erotische Strahlungen, die jenseits des Charakters liegen. Das Weib, das die Linie eines vor-
gestellten Ideals hat, entzündet die Künstlerseele. Charlotte von
Stein lieb mit ihrer edlen Geste, einem nicht zu unterschätzenden
Produkt alter Kultur, zu dem Traum vom hohen Weib, den
Goethe träumte, die Form, und das Unbefriedigende der Situa-
tion, in welcher er zu seiner Frau stand, ließ seine Sehnsucht
so lange brennen, gab ihm die Möglichkeit, mit ihrem Bild in
der nötigen Distanz von ihrem Alltag zu verkehren. Hier heißt
es, Mythen ehren. Die Idee zeigt ihr Gesicht . . . Ob sie
ihm dabei eine gute Freundin und Gefährtin war, geht uns bei-
seibe nichts an, und wir werden auch nicht eher erfahren, bis er
selber, ungeduldig über den Lärm und um damit aufzuräumen,
aus dem Grabe steigt und es uns sagt. War sie mehr eine Salon-
dame mit schönem, leerem Blick und kalter Geistesfreiheit, so war
doch ein köstlicher Selbstbetrug von ihr, wenn sie Goethes Geist
im Dienste ihrer Selbstgefälligkeit wählte, indes er sie, halb be-
wußt, zur Hervorbringung twischer Gestalten für die Kunst be-
nutzte. Im überaus kann dazu die beste, geist- und gemütvollste
Gefährtin, falls ihr die Linie fehlt, nicht imstande sein. Die Form
entscheidet, nicht der Inhalt. Dante dichtete, einen Ausdruck Bea-
trices im Anse, vielleicht in derselben Stunde einen Vers auf die
begierdelose Liebe, in der sie sich ihrem Gatten hinaab. Hier liegt
nur ein Humor für die Intelligenz, nicht für die schauende Seele,
die demutvoll weiß, daß ihr nur die eine Seite eines Menschen
gehört, die er ihr zugeht und die sie in sich aufnimmt; und daß
alles ein Symbol ist.

Der Lebenslauf eines jeden Individuums enthält ein Sym-
bol gerade mit seinen Abweichungen von der Norm. Der schauenden
Liebe, die ihren Blick auf das Wesentliche heftet, wird es

offenbar. So steht der Dichter auch seinem eigenen Leben gegen-
über, mit tieferem Bewußtsein, größerer Freude- und Leidens-
fähigkeit und nachdenklicherem Gewissen; er schöpft im Hinblick
auf die Allgemeinheit das Wesentliche heraus und stellt es dar;
und so kann jeder sein Leben, das Leben, im Werk erschauen.
Drum wollen wir endlich davon ablassen, in dem Maß, in dem es
bisher geschah, uns mit der Person eines Dichters und all dem
verwirrenden Lebensdetails zu beschäftigen. Wir wollen unsern
Blick auf sein Werk richten und darin und nicht außerhalb des
selben den Wandlungen der Kern-Persönlichkeit aus dem dunklen
Wurzelreich durch den schönen/festen Stamm hindurch bis ins
Licht der Krone lieblich nachgehen. Sein tiefstes Wesen tut sich
in seinem Werke kund, nicht in seinem labyrinthischen Leben,
dessen Tiefe das Lot keiner Psychologie je ermittelt. Und die
Frauen gestalten seines Lebens wollen wir nur in Beziehung zum
Werk sehen, sofern wir sie nun einmal kennen, und auch diese
Beziehung wird uns im letzten Grunde wie dem Dichter selber
ein Rätsel bleiben, das nur in flüchtigen, vertieften Augenblicken
der Übung näher zu sein scheint.

Manchmal könnte einem unsere Literaturgeschichte wie jene
miskantropische Dame vorkommen, die Goethe fragte und bereits
schon mit einem Aug an die andern dachte, denen sie die Neuig-
keit erzählten wollte:

In deinem Liede walteten
Gar manche schönen Namen?

Aus tieferen Tiefen läutet der Dichter-Seher die Antwort:
Sind mancherlei Gestalten
Doch nur ein Rahmen.

Albrecht Wolfinger / Der Gottsucher ruft zu Gott:

Ich weiß nicht mehr, wo ich dich suchen soll — —
Des Suchens Mühsal lastet dumpf auf mir,
und alle meine Pfade hangen voll
enttäuschten Hoffens, hungernder Begier . . .

Im Strom der Großstadt irrt ein weinend Kind,
das seine Mutter im Gewühl verlor.
Es sucht und sucht, und Stund' um Stunde rinnt — —
Die Bangnis wächst, die Angst krallt steil empor. —

Es weiß nicht mehr, wo es noch suchen soll — —
Doch weiß es eines: Eine Mutter lebt,
die zitternd um ihr Kindlein, das verscholl,
mit sorgenden Gedanken es umweht. — —

Ich liege vor dir, müde und zerrissen . .
Herr, schenke mir des Kindes selig Wissen!

Edgar Frhr. v. Rotberg / Karlsrube's schlesische Schwester

Seltam — vielleicht auch etwas beschämend —, daß Karlsrube
so wenig von Karlsrube weiß, seinem schlesischen Schwesterort,
der sogar nahezu Zwillingsschwester der badischen Hauptstadt ist.
Denn ein Altersunterschied von 35 Jahren hat im Jahrhundert-
leben der Städte auch dann nicht viel zu bedeuten, wenn die Ent-
wicklung die Geschwister schon gleich nach ihren Kinderjahren so
verschiedene Wege geführt hat, daß die eine zur aufblühenden
Hauptstadt eines schönen deutschen Landes geworden ist, Groß-
städtchen schon, ja wohl, das aus der Mitte der südwestdeutschen
Rheinniederung heraus nur noch wenige Schritte zu machen
braucht, um sich in den Wassern des Rheins wie ein zu können,
während die andere amlich noch nicht einmal als Stadt bezeichnet
wird, dafür aber stolz darauf hinweisen darf, daß sie bei aller
bescheidenen Ländlichkeit die rheumatischen Gebrechen ihrer Bade-
gäste behebt, und daß ihre zweitausendweihundert Einwohner so
glücklich sind, ohne jegliche verkehrspolizeiliche Störungen still-
gemütlich dahinzuleben zu können.

Karlsrube ist ein Flecken im Landkreis Oppereln, dicht an der
Nordwestgrenze Oberschlesiens, an der Bahnstrecke von Breslau
über Dels und Namslan nach Oppereln, 20 Kilometer östlich Namslan
und 35 westlich Oppereln, zwischen dem Stoberischen und der
Brinike, die beide zur Oberlausen. Es darf sich seines Schlosses
mit etlichen stillvollen Gebäuden rühmen, des alten Parkes mit
schönen Bäumen und Seen, es erfreut sich der Gegenwart einiaer
Behörden und eines lebhaften Handels mit Holz und Getreide.
Seine landschaftliche Umgestaltung freilich muß nicht allzu paradies-
sich sein. Denn eine erst vor einiaen Jahren geschriebene Schil-
derung spricht von ärmlicher Gegend mit niedrigen, strohgedeckten
Lehmhäusern, und von weiten Kieferwäldern in unendlichen
Ebenen.

Wie das westliche Karlsrube, so hat auch dieses ostdeutsche
einen fürstlichen Gründer: ein Glied des Delsler Zweiges der
würtembergischen Herzogsdynastie, den Herzog Karl Christian Erd-
mann, der 1716 zu Wilhelminenort geboren war und dessen Vater
Christian Ulrich die Gräfin Charlotte Philovine von Redern zur
Frau hatte, „eine Dame von ungemeiner Verzensgüte und Tu-
gend“, wie Regebls der Jüngere uns ausdrücklich versichert, der
Sohn des ersten dortiaen Predigers und gewissenhafter Chronist
der ersten 50 Jahre Karlsruber Geschichte. Erziehung in Dels
und Stuttgart, Kriegsfahrten in der preussischen Armee, Ueber-
tritt in dänische Dienste, schon mit 20 Jahren (!) dänischer Reiter-
general und mit 23 Befehlshaber der Leibwache des Königs, —

das war die schäumende Jugendzeit des Begründers von Karls-
rube, der dann eine Tochter des Reichsgrafen Ernst Friedrich zu
Solms-Laubach heimführte und 1744 von seinem kinderlosen
Onkel die Regierung des Fürstentums Dels übernahm. Als der
Herzog nach dem Tode des Königs Christian VI. von Dänemark
1747 aanz nach Schlesien überfiedelte, wurde er von Friedrich
dem Großen zum preussischen Generalleutnant befördert und zum
Statthalter von Breslau ernannt.

Die Sage webt auch über diese Gründung den Schleier der
Phantasie. Es ist nun einmal das gute Recht dieses leichtfüßigen
Kindes der langen Winterabende und der Dorfkinder, daß es über
alle Wirklichkeit hinwegtanzelt; gerade seine feinsten Reize ver-
tragen keine ernsthafte Ueberlegung, und so sollen denn auch wei-
tere nüchternen Zeitsläufe das unbekümmerte Fabulieren der
Heimatsagen ruhig weitertragen in alle noch so aufgefärrte Gegen-
wart hinein.

Genau wie die badische Ueberlieferung den Baden-Durlacher
Markgrafen in seinem Hardwald, so läßt eine Inschrift in der
Kuppel eines Rundtempelchens im Karlsruber Park, des Erd-
mann-Sternes, auch diesen würtembergischen Herzog sich auf der
Jagd in seinen Wäldern verirren, läßt ihn einschlafen und „im
Erfolg seines Traumes“ sein Karlsrube gründen. Doch im Gegen-
satz zu Karl Wilhelm von Baden soll der schwäbische Gründer
sich in seinen schlesischen Wäldern im Schlaf in einer großen
Stadt ansehen und dies Traumbild kurzerhand zu verwirklichen
beschlossen haben. Da wäre ja die Wirklichkeit fast ein bißchen
hoshaft der Erfüllung dieser beiden Träume in die Quere ge-
kommen. Denn auf der Stelle, wo sich der badische Markgraf be-
scheiden nur ein stilles Waldschloß erräumt haben soll, da haben
zwei Jahrhunderte ausgerechnet die große Stadt hingestellt, und
dort, wo der erwachende Herzog eine solche zu bauen entschlossen
gewesen sei, steht heute ein dörflicher Ort. So ist es also be-
ruhigend zu hören, daß diese Inschrift nur einfach der badischen
Gründungsstae nachtrachtet ist; würde sie auf einer selbständigen
schlesischen Heimaterzählung beruhen, so würde Regebls sehr
sorgfältige Entstehungsgeschichte von Karlsrube sie sicher ebenfalls
berichtet haben.

Die historischen Vorgänge sind auch dort ganz anders ver-
laufen. Es steht fest, daß die junge markgräfliche Hardwaldstadt
bis in Einzelheiten hinein für die schlesische Gründung als un-
mittelbares Vorbild gedient hat. Dennoch zeigt sich, wie bald die
Verschiedenheit der Persönlichkeiten und der Verhältnisse zwang-

läufig die Schicksale der beiden in der ursprünglichen Anlageform einander völlig gleichenden Siedlungen trennte. Beiden Orten gemeinsam ist zweifellos der äußere Anlaß, der ihren Schöpfern überhaupt erst die Gelegenheit zu ihren Gründungen gegeben hat: die Freude an Wald und Wild, die Lust am freien Jagen in der fast unbegrenzten Weite ihrer Waldreviere. Denn ebenso wie der Baden-Durlacher Markgraf Karl Wilhelm, so hatte sich auch Herzog Karl Christian Erdmann von Württemberg-Dels so voll und ganz dem Weidwerk verschrieben, daß ihm die Wälder in der näheren Umgebung seiner Residenz Dels nicht mehr genügten. Sein Jägerstolz stand nach unberührteren Forsten; mit Wolf und Sau, mit Bär und Luchs wollte er es zu tun haben, die in den vielfach noch unbetretenen, weil teilweise morastigen Waldtiefen um das Vorwerk Krognulno herum steckten, wehrhaftes Raubwild; das sich gelegentlich sogar an den Fohlen des dortigen herzoglichen Gestütes vergriff.

Kofoj, Ort der Ruhe, das war die polnische Bezeichnung dieses einsamen Waldgehöftes, aus dem später Karlsruhe herausgewachsen ist, und auch heute sagen die polnischen Landleute zuweilen noch Kofoj, wenn sie Karlsruhe meinen. Dort hatte sich schon Karl Christian Erdmanns Großvater mütterlicherseits ein hölzernes Unterfunktshaus erstellt, das aber nicht nur ganz primitiv, sondern mit der Zeit auch so baufällig geworden war, daß der Herzog, wenn er in jene Gegend zu jagen kam, und gar erst, wenn er Gäste und Gefolge mitbrachte, im größeren, aber entlegeneren Schloß zu Städtel abzusteigen genötigt war.

Unmittelbare Vorgängerin des eigentlichen Bauentschlusses war dort eine Maßnahme, die auf rein sachliche Bedürfnisse, nämlich einen erleichterten Jagdbetrieb, zugeschnitten war. Um sich einen Wildpark zu schaffen, hatte der Herzog 1748 einen etwa zwei Meilen umfassenden Teil des riesigen Forstes eingattert lassen, setzte Wild darinnen aus und besetzte die Zugänge mit Wohnhäusern für Förster und Torwächter; dann ließ er in Sternform Alleen und Geleise schlagen, die teils unmittelbar jagdlichen Zwecken dienten, teils aber auch nur die Aufgabe hatten, die damals so beliebten Durchblide nach diesem oder jenem Punkt in der Waldlandschaft freizugeben. Diese Arbeiten leitete der Herzog ganz persönlich. Oft sei er schon ganz frühmorgens allein oder in Begleitung seiner Herren von Städtel herübergeritten oder gefahren und habe mittags unter freiem Himmel auf einer Rasenbank die Mahlzeit gehalten. Eben dieser Mangel an jeglicher Bequemlichkeit hat dann den herzoglichen Jagdherrn dazu geführt, sich mitten in seinem bevorzugten Revier eine auch größeren Ansprüchen genügende Wohngelegenheit zu schaffen. All die bekannten Vorgänge, Anlässe und Erwägungen, wie sie den Schloßbau des Markgrafen in den Waldungen der Rheinebene beeinflusst haben, kamen also bei der schlesischen Gründung überhaupt nicht in Betracht.

Im Tiergarten selbst, und zwar auf dem Rondell, in dem die acht großen Hauptalleen sich trafen, ließ der Herzog nun erst das Jagdschloß erbauen, das im Frühjahr 1750, am Geburtstag der Herzogin, eingeweiht wurde. Ein zweistöckiger Fachwerkbau von nahezu quadratischem Grundriß, mit runden Ecktürmen, mit einem Kuppelaufbau, innen nur mit Holz verschalt, aber selbstverständlich nicht ohne die architektonische Spielerei, die in irgend einer Form bei solch einem Bauwerk des späten Barock und des Rokoko nicht fehlen konnte: durch jede der Türen, die aus dem Saal des Erdgeschosses ins Freie führten, sah man eine der großen Wald-Alleen entlang. Um die ganze Anlage führte aus Sicherheitsgründen eine Pallisadenwand und ein Graben mit Zugbrücke.

Schnell entstanden nun in der nächsten Umgebung einige für Wohn- und Wirtschaftszwecke bestimmte Nebenhäuser, und aus dem herzoglichen Jagdschloß wurde im Sandumdrehen eine kleine Waldsiedlung. Aber noch ehe das Schloß ganz vollendet war, kein Jahr nach seiner Einweihung, vernichtete den einfachen Holzbau bereits wieder ein Feuer, das man aus Wassermangel nicht löschen konnte. Doch kam dieser Brand dem Herzog gar nicht so unangelegen, ja „er ließ es ganz gerne brennen, befahl, nur die Sachen zu retten, weil er gleich den Gedanken hatte, ein größeres und besseres zu bauen“. Und so wuchs denn auch bald auf der Stelle des niedergebrannten das neue, stattlichere Schloß empor, das von vornherein für längere Aufenthalte des Hofes berechnet war. Es wurde mit einer feierlichen Grundsteinlegung im Frühjahr 1752 in Angriff genommen und so gefördert, daß es schon 1753 bewohnbar war. Auch dieser Neubau erhielt wieder die alte Grundrißform mit den Ecktürmen, deren Helme nun in den Figuren der Vier Jahreszeiten einen bescheidenen Schmuck erhielten. Das ziemlich flachgeneigte Dach trug eine Plattform, von der sich ein achteckiger Turmaufbau mit Laterne erhob, der, wie ein Stich aus jener Zeit erweist, der heutigen Form des Karlsruher Bleiturmes nicht unähnlich war. Der Saal war in diesem zweiten Schloße in das Obergeschloß hinaufverlegt, ein drittes Stockwerk wurde später noch aufgesetzt. Die Pallisaden fielen weg, der Schloßgraben wurde zugeschüttet, auf dem gewonnenen Gelände entstanden Tierbeete mit spärlicher Gartenarchitektur und bescheidenen Plastiken, und auf der Ost- und Westseite schuf man Auffahrtstrampe und Freitreppe. Gleichzeitig wurde fortgesetzt mit der Anlage der einstöckigen Kavalierrhäuser, die die Wohnungen des Gefolges, die Gästezimmer und die Dienerschaftsräume enthielten und von denen schließlich acht Stück in einer dem Karlsruher „Birkel“ nachgedachten Ringform das

Schloß umzogen. Dahinter bildete sich allmählich ein zweiter Kreis von Gebäuden mit den Stallungen, den Wagen-, Geräte- und Wirtschaftsschuppen.

Die straßenförmig vom Schloße wegziehenden Alleen, in Verbindung mit Mauern und Höfen, verliehen der ganzen sich exzentrisch ausdehnenden Anlage eine zwar praktische, aber gar zu gleichförmige, steife Unterteilung, die, allerdings in stark verkleinertem Maßstabe, dem Aussehen der markgräflich badischen Residenz in ihren ersten Jahren glich, der aber eben jene lebenswürdig-großzügige Note fehlte, die die schreibensfrohe Hand Karl Wilhelms von Baden-Durlach, freilich unterstützt durch ein günstigeres Klima und die warmen Töne der südwestdeutschen Landschaft, seiner Gründung von allem Anfang an gegeben hatte. Und so ist eben auch hier der alte Erfahrungssatz wahr geworden, daß wenn zwei das Gleiche tun, es noch lange nicht das Gleiche auch ist.

Von 1753 ab, dem Einweihungsjahr des zweiten Schloßes, wächst sich nun diese kleine schlesische Waldresidenz mit reger Betrieblichkeit immer weiter aus. Das Herzogspaar hatte Gefallen gefunden an seinem neuen Sommeritz, und nun erfreute es sich an dessen Ausbau und Verschönerung und war erfinderisch darin, ihm immer wieder neue Reize zu verleihen. So entstanden in jener Zeit der großen Vorliebe für landschaftliche und gärtnerische Spielereien in der Umgebung des Schloßes Teiche, Bassins und Inseln, künstliche Berge und Schanzen, es wurde 1754 der schon genannte Pavillon „Erdmanns Stern“ gebaut, aus dem man das über die Schneien wechselnde Bild beobachten konnte, es wurde schon damals ein Naturtheater angelegt, dessen Prospekt und Kulissen beschnittene Hecken bildeten und auf dem man ländliche Schaustücke, Tänze und Schäferspiele gab.

Im Anschluß an diesen Ausbau mit ganz persönlichem Einschlag drängten neue Wirtschaftsbauten aller Art den Wald immer mehr zurück. Der Herzog legte neue Höfe an, eine eigene Schmiede wurde nötig, er gründete eine Brennerie und eine Pottaschfiederei, ringsum hielt schaffendes Leben Einzug in den bisher stillen und wilden Forst.

Das Herzogspaar sah gern Gäste bei sich und liebte es, mit ihnen und mit den Bewohnern seiner Waldkolonie besondere Gelegenheiten harmlos-fröhlich zu feiern. Die Feste am kleinen Karlsruher Hof wurden wegen ihres feinen Stiles und guten Geschmacks weitherum bekannt, war es nun irgend ein familiärer Anlaß oder der Empfang eines besonders zu ehrenden Gastes, ein Erntefest, eines der sehr beliebten Feuerwerke mit Gondelauffahrt und Kanonade, ein Spiel auf der Naturbühne, eine Beleuchtung der Wasserkünfte, die Weinlese, das jährliche Ausfischen der Karpenteiche, bei dem schließlich jeder Karlsruher mit seinem Fisch abzog, war es das Königschießen der Schützengilde, eine der auf hoher künstlerischer Stufe stehenden Festaufführungen im kleinen Hoftheater, eine musikalische oder eine kirchliche Feier — immer nahm man dort das Vergnügliche, das Schöne, Gute und herzlich Gebotene dankbar in sich auf und genoß es in heiterer Freude.

Natürlich lähmte der Siebenjährige Krieg auch dort die so gedeihlich begonnene Entwicklung, umso mehr, als er den Herzog vielfach von seinem Karlsruher Besitz fernhielt. Trotzdem aber fällt in diese Jahre neben mancher ausgesprochenen Notstandsarbeit der eigentliche Ausbau des Schloßgartens, der gleich hinter der Drangerie begann, in Trapezform die zwischen zwei Hauptalleen liegende Fläche einnahm und so weitgedehnt war, daß die Chronik hervorhebt, in ganz Schlesien — abgesehen von den englischen Parks — sei ihm kein anderer Garten an Ausdehnung gleichgekommen. Sein vorderer Teil war nach französischem Muster angelegt, dann folgten Obstbäume und Spaliere, eine als besonders schön und groß gerühmte Rosenzucht, und weiter dann auch hier die unvermeidlichen Scherze, mit denen der Herrschaftsgarten jener Zeit die Gäste seines Herrn zu unterhalten hatte. Da gab es ein Labyrinth, ein japanisches Kabinett, Muschel- und Vorkenshäuschen, eine Einfiedelei, Freundschaftstempel, Grotten und Lauben, Vogelhäuser, einen künstlichen Holzstoß, in dem man sich unerwünschten Beobachtern schnell entziehen konnte, eine Schaukel, ja es fehlte dort anfangs nicht einmal eine Regelpiste, ein Schießplatz und ein Karussell. Andere Abteilungen wieder enthielten die Baumschulen, Frühbeete, ein Treibhaus, eine englische Parkpartie, besonderer Beliebtheit aber erfreuten sich die Anlagen, in denen mit Hilfe von Kesseln, Röhren und Triebwerk, mit Terrassen, Treppen und Galerien, mit Bassins und Tierfiguren die Karlsruher Wasserkünfte zu beträchtlicher Stufe entwickelt waren, ein Schauspiel, dem man von einem besonderen Prunkpavillon aus zusah. Allerdings stürzte gerade diese „angenehme Lust-Parthie“ schon nach wenigen Jahren infolge zu schwacher Untermauerung ein und wurde nicht wieder aufgebaut. Erfährt man dann noch von einem Lusthäuschen, das in das Aftwerk einer riesigen Eiche hinaufgebaut war, und von einem Tempel, der 1797 zu Ehren einer „Göttin der Entbindungskunst“ errichtet wurde, um die glückliche Niederkunft der Herzogin mit einem Prinzen „auch in diesem Sinne zu verewigen“, nun, so vervollständigt sich damit gewiß auf besonders inprägnante Art die Vorstellung, die wir armseligen Nachweltmenschen uns von der Annehmlichkeit und Zweckdienlichkeit dieses Karlsruher Schloßgartens machen dürfen.

Der anhaltende Zuwachs der Kolonie hatte schon 1760 eine Schule nötig gemacht, die zunächst in einem Privathause unter-

Sam. Sonntagsgottesdienst hatte bisher bei Anwesenheit des Hofes im herzoglichen Tafelsaal stattgefunden, 1764 aber wurde mit Genehmigung des Königs von Preußen eine Hofkirche gebaut, deren erster Geistlicher Regensburger Vater war, es wurde der Bau eines Pfarrhauses begonnen, ein Kirchhof angelegt und im selben Jahre unter Feierlichkeiten der Grundstein zur Sophienkirche gelegt. Drei Jahre später konnte bereits, ebenfalls mit einer Feier verbunden, der Turmknopf angesetzt werden. Und als dieser oben befestigt war, setzte sich der Zimmermeister darauf, hielt eine Rede, trank oben die Gesundheit des Königs, des herzoglichen Bauherrn, der Regierung usw., jede aus einem anderen Glase, und warf die Gläser herunter, von denen dasjenige, das auf den Herzog geleert worden war, in einem Hute aufgefangen wurde und noch heute in Dels aufbewahrt wird.

Mit einem festlichen, kirchlich-höflichen Programm, mit Abendmahl, einer polnischen Trauung, einer Speisung der ganzen Gemeinde, mit Feuerwerk und Pflanzfest auf dem Söfenteich wurde im folgenden Sommer dieses Gotteshaus geweiht, und das Jahr darauf sah diese Kirche ein gewiß seltenes Ereignis: Regensburger, der Pfarrer, segnete dort seine eigenen Eltern bei ihrer goldenen Hochzeit ein.

Von 1780 ab ließ der unternehmende Herzog gegen Gärten gelegene Waldhaine abholzen und mit Reben bepflanzen. Dazu verschrieb er sich einen württembergischen Weinlehrer, bezog aus den bevorzugten Weinbergen der ganzen Welt die besten Sorten und versah dabei auch nicht den „Krautmost und den Ruhländer aus Deutschland“. Schon 1784 konnte er einen Wein kelteren, der zwar „für einen Landwein aus Oberschlesien ziemlich gut“ gewesen sei, aber man mußte doch bald erfahren, daß die Reben in diesem Klima oft erfroren und der einzige Nutzen dieser arden Ansaaten aus dem Verkauf der Trauben zu ziehen war. Aus diesem Jahre stammt auch das Weinbergschloßchen, eines der wenigen noch heute stehenden Carlstrüher Bauwerke jener Zeit.^{*)} Ein reizender, kleiner Rokokovilla mit feinem Stuckornament, einem ovalen bewaldeten Saal, bis auf den Boden reichenden Fenstern, einlaßten Polstern und einem Park, der hübsche Ansichten gab auf die Weinberge und einen großen Teil des Parks, der Forsten, Teiche und Felder, und der oft der Schauplatz fröhlichen Betriebes war.

1792, ein Jahr nach der von der ganzen Carlstrüher Einwohnerchaft festlich begangenen goldenen Hochzeit des Herzogspaars, starb Carl Christian Erdmann mit 76 Jahren zu Dels und wurde in Carlstrube beigesetzt. Seine beiden Söhne waren bereits als Kinder, die einzige Tochter aber erst vier Jahre gestorben, und so hatte er in seinem Testament bestimmt, daß Carlstrube nebst den zugehörigen Dörfern als Fideikommiß aus dem Besitztum Dels anzukommen sei, dessen Nuklition auf Verzeiten der Herzogin, dann aber dem Prinzen Friedrich Eugen Heinrich zu Württemberg und Teck anfallen sollte, der dem verstorbenen Herzog schon immer wie ein Sohn gedient, und dessen Gattin, eine Prinzessin zu Stolberg und verwitwete Herzogin zu Sachsen-Meinungen, es ebenfalls verstanden hatte, dem alten Paare die verlorene Tochter zu ersetzen.

Der Gründer von Carlstrube hatte in 44jähriger Tätigkeit aus dem schlichten, kleinen Waldvorwerk mit einem häßlichen Raodhaus und fünf elenden Gärtnerhäuschen ein auf verwaltetes Gemeinwesen gemacht, das außer dem Schloß, der Kirche, einem Pfarr-, einem Schulhaus und einer früheren Kohl von Wirtschaftsbauten bereits 141 private Wohnhäuser mit 854 Einwohnern zählte; er hatte die großen Gärten und Parkanlagen geschaffen, er hat das Verdienst, diesem Landstrich mit vieler Liebe die Kultur gebracht zu haben.

Sein Nachfolger stand im 34. Lebensjahr und wird als ausgezeichnete Mann geschildert, der als Truppenführer unter Friedrich dem Großen besonders Tüchtiges geleistet und sich dann dem Studium der Wissenschaften widmet hatte. Ihm, diesem „Meister des feinen Wortes, vortrefflichen Parolier, heiteren Gesellschaftler, diesem warmen Freund der Kunst“ verdankt Carlstrube außer seiner allgemein-wirtschaftlichen Weiterentwicklung seine erste kulturelle Belebung auf geistigem Gebiet.

Zunächst wurde der begonnene Umbau der Interimskirche fertiggestellt, die schon früher notdürftig als Theater eingerichtet worden war und nun zu einem Schauspielhaus ausgebaut wurde. Dazu schuf man eine Hofkapelle unter Clementi aus Breslau. In

^{*)} Auch das jetzige Carlstrüher Schloß ist späteren Datums.

jeder Woche gab man eine Komödie und zwei Konzerte, Festvorstellungen bei besonderen Gelegenheiten, und die Einwohnerschaft hatte außer zu den Wohltätigkeitsvorstellungen freien Eintritt zu diesem Theater, das später noch mehr vervollkommen wurde und schließlich auf solcher Höhe stand, daß es künstlerisch, wie technisch sich an die Seite sogar des alten Breslauer Theaters stellen konnte, dieses aber räumlich noch übertraf.

Diese Kunstveranstaltungen zogen so viele Fremde herbei, daß ein Gasthaus nötig wurde, und 1795 entstand auch eine katholische Kirche, in der abwechselnd deutscher und polnischer Gottesdienst gehalten wurde. Doch mitten in diesem Blühen traf die kleine Residenz ein gar schwerer Schlag: 1798, im 50. Jahre seit ihrer Gründung, brannte abermals das Schloß bis auf die Grundmauern nieder, wobei die Bibliothek und kostbares Porzellan zugrunde gingen, ein umso größerer Verlust, als nichts versichert war.

Einige Jahre später vermittelte dann eine der Hofdamen die Bekanntschaft mit Karl Maria von Weber, der im Herbst 1806, vom Herzogspaar aufs herzlichste, „von den Künstlern aber mit Erwartung und Achtung“ empfangen, an den Carlstrüher Hof kam und dort, wie er selbst berichtet, zwei Symphonien, mehrere Konzerte und Harmoniestücke schrieb. Weber konnte dort ungehindert leben und ganz frei schaffen, denn er stand in keinem Dienstverhältnis, war nur Gast des Herzogs und musizierte nachmittags oder abends mit den Herrschaften im kleinen Kreise, wobei der Herzog Oboe blies, die Herzogin oder sonst eine Dame Klavier spielte und andere Persönlichkeiten aus dem Hofstaat oder aus gesuchte Mitstreiter der Kammer die librischen Instrumente beitrugen. Diese musikalischen Abende waren weit herum bekannt, denn sie standen auf hoher Stufe, und so galt es als großer Vorzug, zu ihnen zugezogen zu werden.

Die Kriegejahre 1806/07 zerstörten das alles; Kammer und Theater wurden aufgelöst, die Mitstreiter entlassen oder in andere herzogliche Dienste übernommen. Der Herzog stand im Felde, die Gegend verödete im Reichen des Krieges, die Dürre, die Märsche und der Einquartierung mit allen ihren bösen Nöten. Diese Zustände beendeten Karl Maria von Weber so sehr, daß er Carlstrube so bald als möglich verließ.

Es hat 15 Jahre gedauert, bis das Carlstrüher Kunstleben neu befruchtet wurde, und zwar gelang dies der Schwiegertochter des Herzogs, einer württembergischen Prinzessin, Gattin des Prinzen Eugen, der sich später selbst als großer Musiker und Komponist hervortat. Sie gründete den so genannten Singsverein, der aber keineswegs etwa ein Gesangsverein war, sondern hiesige klassische Musik pflegte. 1823 wurde das Theater wieder eröffnet, das mit guten Kräften besetzt wurde und unter anderem auch die Dieren des jungen Herzogs aufführte. Mit dem Tode dieses vortrefflichen Soldaten und geistvollen Mannes (1857) — der übrigens einen ganz modernen, großstädtischen Hofmusikanten für Carlstrube entworfen hatte, mit schönen Gebäuden, breiten Straßen, weiten Plätzen, und in dem der ganze Park als ein großer Stadtpark gedacht war —, mit dessen Tode waren auch Musik und Kunst in Carlstrube wieder verödet.

Auch hantlich hat der Ort seit seiner architektonischen Blütezeit viel Schönes verloren. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sollen Privathäuser aus seiner guten Zeit vorhanden gewesen sein, aber nach dem Urteil selbst eines dort gebürtigen Malers und Architekten, des Johann Trauott Schmitt, hat letzter „der preussische Staat eine denkbar unmögliche Hand angelegt und am meisten zur Zerstörung des einheitlichen Ortsbildes beigetragen“, und unter den neueren Bauten, herrschaftlichen wie herrschaftlichen und gemeindlichen, seien viele, die „miteinander an Häßlichkeit wetteifern“. Das Schloß, das heute vom Herzog Albrecht Eugen, dem zweiten Sohne des als Heerführer bekannt gewordenen Herzogs Albrecht von Württemberg, und seiner jungen Gattin (Tochter des Königs Ferdinand von Rußland) bewohnt wird, ist in seinem ursprünglichen Stil geschmackvoll erneuert und beherrscht natürlich auch das heutige Bild von Carlstrube. Auch in dem das Schloß umgebenden Gärtnerkreis ist noch manches Gute und Geschmackvolle, so auch die schönen Pfeiler der alten Tore, ins Reitalter der höchsten Zweckmäßigkeit herübergerettet. Und in einem dieser Häuser, nahe beim Schloß, hat 1893 ein berühmter geographischer Mann zum erstenmal das Licht der Erde gesehen, in deren fernste und tiefste Winkel es dann dem großen Geologen und Geographen den Weg gewiesen hat: Prof. Dr. Ferdinand Freiherr von Richthofen.

Maria Mathi / Der weiße Frau

Dich bildete der Schöpfer auch im Traum,
Gefrönter König auf dem Samt der Wiese!
Es gibt kein Wort, das deine Anmut preise,
Velebter Schnee, erstarrter Westenschau.

Zum Paradies verwandelt sich der Raum
Umgrenzten Gartens, drin sich's kosen ließe,
Wenn nicht das Herz den Atem stocken ließe,
Als wär' man hier an wacher Welten Saum.

Doch jäh erreicht des Zaubers Schweigezeit!
Ein heiserer Schrei entseelt das weiße Wunder,
Bezeugt, daß es auch erdgebunden ist.

Und wie der Vogel seiner Fahne flunder
Im Liebesdrang entfaltet, geh'n wir schen
Hinweg und sind dem Alltag wieder treu.